

Bernhard König Zehn Tage Leute

I.)

Gefragt, ob ich mich an einem Theaterprojekt namens „Babylon“ beteiligen wolle, zögerte ich im ersten Moment: der Titel schreckte mich ab. Er erschien mir unoriginell und anmaßend zugleich. Zu viele, zu hochkarätige Autoren, Linguisten, Komponisten, Regisseure hatten sich in der Vergangenheit bereits an diesem monumentalen Stoff abgearbeitet. Wie sollten da wir...? In nur zehn Tagen...? Mit Laiendarstellern...?

Noch begriff ich nicht, wie originell und vieldeutig diese Titelwahl in Wirklichkeit war. Noch wusste ich nicht, dass die Rahmenumstände unseres europäischen Laienspiels den Turmbau auf den Kopf stellen würden; dass unsere gemeinsamen Erfahrungen die landläufige, langweilig-belehrende Lesart dieses Mythos außer Kraft setzen würden (und wir beispielsweise am Ende ganz gewiss nicht mehr auf die Idee kommen würden, die Vielfalt der Sprachen als *Strafe* zu interpretieren; als Strafe eines eifersüchtigen Gottes für menschlichen Größenwahn).

Noch fehlte mir die Phantasie, mir das bevorstehende babylonische Vergnügen auszumalen.

II.)

Sprachverwirrung von Anbeginn. Hinter jedem Erker und Giebel unseres zehntägigen Turmbaus schien sie zu lauern. Schon allein dies beispielsweise kam mir verhänglich vor: die richtigen Worte dafür zu finden, dass wir es hier mit zwei Sorten Gästen zu tun haben würden. Mit „Pflegebedürftigen“ und ihren „Betreuern“? Mit „Geistesgestörten“ und „Aufpassern“? „Irren“ und „Wärtern“?

Zu meiner Beruhigung fiel es nicht schwer, für die Planungsphase eine gemeinsame Sprachregelung zu finden. Regisseur, Bühnenbildner, Komponist, Produzenten und Assistenten waren durchweg Deutsche, nicht behindert, sozial gesinnt und allesamt willens, diskriminierende Festschreibungen nach Möglichkeit zu vermeiden.

So kamen wir rasch überein, dass unter den künftigen Akteuren dieses Projektes *GruppenleiterInnen* sein würden und *Menschen mit Behinderungen*. Oder, um (in alphabetischer Reihenfolge) genau zu sein: dänische GruppenleiterInnen und dänische Menschen mit Behinderungen, deutsche GruppenleiterInnen und deutsche Menschen mit Behinderungen, isländische GruppenleiterInnen und isländische Menschen mit Behinderungen, italienische GruppenleiterInnen und italienische Menschen mit Behinderungen, portugiesische GruppenleiterInnen und portugiesische Menschen mit Behinderungen.

Doch Begriffe nutzen sich ab im Lauf der Zeit, und wer vom Fach ist, wird bestätigen können, dass die holprige Vokabel *Menschenmitbehinderungen* sich im routinierten Sprachgebrauch der Insider gerne und oft zu einem bloßen *Menschen* verkürzt. Auch wir begannen schon bald vereinfachend von dänischen Gruppenleitern und dänischen Menschen zu sprechen,

von deutschen Gruppenleitern und deutschen Menschen, und so fort, die Gruppenleiterinnen selbstverständlich inklusive.

Natürlich wollten wir mit dieser Gegenüberstellung keineswegs die dänischen, deutschen, isländischen, italienischen oder portugiesischen Gruppenleiter als *Unmenschen* abqualifizieren. Es bedarf der gesprochenen Sprache, um hörbar zu machen, dass das Wörtchen *Menschen* in diesem speziellen Zusammenhang nicht einfach nur „Menschen“ bedeutet, sondern vielmehr „Auch-diese-Menschen-sind-Menschen“. Echten Profis gelingt es bereits mit winzigen atmosphärischen Nuancen - einem leicht insistierenden Blick, einer unmerklichen Verzögerung oder einer etwas bewussteren Artikulation - das Wort in genau diesem Sinne aus der Nachlässigkeit des restlichen Sprachflusses herausstechen zu lassen.

So unscheinbar diese Kleine Betonung auch sein mag, sie erfüllt doch eine wichtige konservierende Funktion: in ihr glimmt gleichsam ein letzter Funke von Emphase, ein resistenter Restbestand jener Betroffenheit, mit der man und frau einst gegen das Wort *Behinderte* ins Feld zog.

„Hört her, ihr Normalen und Gesunden“ verkündet die Kleine Betonung, „es ist erniedrigend, eine Person auf ihre vermeintlichen oder tatsächlichen Krankheiten, Defizite und Beschwerden zu reduzieren, sie mit ihren Gebrechen in eins zu setzen; ihr angeblich Gesunden und Normalen möchtet im täglichen Sprachgebrauch ja auch nicht als Glatzköpfe, Triefnasen, Bleichgesichter, Hängebusen, Fettbäuche oder was auch immer bezeichnet werden.“

Wollte man ihr böse, so könnte man der Kleinen Betonung vorwerfen, dass auch sie nur ein Ausdruck von subtiler Diskriminierung sei, „sag mal, Kleine Betonung“, könnte man ihr entgegenhalten, „findest du wirklich, dass dein penetrantes Insistieren nötig ist? Die Zeiten, wo Behinderte und Neger als Tiere galten, sind doch nun wirklich lange vorbei. In Wahrheit bist doch du es, die einen insgeheimen Zweifel am Menschsein dieser Kreaturen ausdrückt. Gäb's diesen Zweifel nicht, dann bräuchte es auch dich nicht.“

Als Mitarbeiter im Turmbau-Planungsteam hütete ich mich freilich vor derlei spitzfindigen Begriffsklaubereien - wusste ich mich doch der Kleinen Betonung gegenüber zu einer gewissen Dankbarkeit dafür verpflichtet, der Sprachverwirrung Aufschub geleistet zu haben. Und wär's auch nur für eine kurze Weile.

III.)

Die Empörung war groß. Von „Schande“, „Skandal“ und „seelischer Grausamkeit“ war die Rede; „furchtbare Richter“, „unselige Traditionen“ und „faschistisches Gedankengut“ wurden heraufbeschworen, um der Kritik den angemessenen Nachdruck zu verleihen.

Anlass des kollektiven Zornes, der kurz nach Jahreswechsel 1997/98 (unsere zehn babylonischen Tage lagen schon längst hinter uns) einige Kolumnistinnen und Leserbriefschreiber umtrieb, war ein Urteil des Oberlandesgerichts Köln. Ein Musiker aus Düren, Komponist und Klavierlehrer, hatte sich durch seine unmittelbare Nachbarschaft gestört gefühlt: eine betreute Wohngruppe von sieben geistig behinderten Männern, deren „unartikulierte Schreien, Rufen, Gurgeln, Stöhnen, Lachen und Lallen“ ihm sommers den Aufenthalt in Garten und Terrasse zu vergällen pflegte.

Das Gericht hatte dem geplagten Mann das Recht auf einige ungetrübte Nachmittagsstunden eingeräumt: weil die „Lauteinwirkung“ vom Nachbargrundstück

„unzumutbar“ sei, habe der Betreiber des Behindertenwohnheims dafür Sorge zu tragen, dass die Störungen zu gewissen, im Urteilstext festgeschriebenen Ruhezeiten unterblieben.

Bei vielen Kommentatoren stieß vor allem die Begründung des Urteils auf Missbilligung. Dass nach Ansicht der Richter „im Vordergrund der Beurteilung weniger die Dauer und die Lautstärke als vielmehr die Art der Geräusche“ stehe, dass „das letztlich entscheidende Kriterium für die Wesentlichkeit einer Geräuschmischung deren Lästigkeit“ sei und dass dieser „Lästigkeitsfaktor“ bei den „Lauten, die die geistig schwerbehinderten Heimbewohner von sich geben [...] besonders hoch“ sei - all dies schürte die gerechte Entrüstung der Leserbriefverfasser und ließ ihnen Worte wie „Sprechverbot“, „Herzlosigkeit“ und „erschreckende Intoleranz“ in die Feder fließen.

Beifall regte sich nirgends. Fast konnte man für einen Moment den Eindruck gewinnen, als sei die Empörung tatsächlich einhellig. Als gebe es eine breite Front der Solidarität mit gurgelnden stöhnenden lallenden Zeitgenossen. Als würde niemand jenes verlegene, krampfhaft Zur-Seite-Schauen kennen, das sonst immer so rasch um sich greift, wenn eine Horde Behinderter die U-Bahn besteigt oder gar - was freilich Seltenheitswert hat - ein Café betritt.

Ja, fast konnte es scheinen, als hätte dieses Urteil am Ende womöglich wirklich geltendes Recht außer Kraft gesetzt oder zumindest verschärft, als hätte der Dürener Komponist tatsächlich mehr getan, als einfach nur das für sich in Anspruch zu nehmen, was ohnehin weithin unumstrittener gesellschaftlicher Konsens ist.

Er hat nicht. Er und die Richter dürfen das gesunde Volksempfinden getrost auf ihrer Seite wissen. Kaum jemand stellt hierzulande ernsthaft in Frage, dass Behinderte schalldicht und unsichtbar weggesperrt hören. Kaum jemand außer einer kleinen, radikalen Minderheitenfraktion aus Berufslobbyisten und sogenannten „Betroffenen“, jener Minderheit eben, die bei solchen Anlässen beherrzte Leserbriefe schreibt.

Traurige Ironie: Gerade unter diesen Leserbriefautorinnen befinden sich viele, die hauptberuflich mit der Ghettoisierung von Behinderten befasst sind. Gewiss gegen eigene Überzeugung: Manch eine mag sich wünschen, der eigene Arbeitsplatz wäre überflüssig - oder er diene wenigstens vorrangig der Integration statt der Abschottung. Doch längst haben sich die Ghettos unverzichtbar gemacht. Öffnet man sie, dann herrscht rauher Gegenwind, verlässt man sie, dann wird das Klima unerträglich. Denn wo niemand dieses Gurgeln Stöhnen Lallen (mitsamt dem dazugehörigen Zucken Sabbern Grimassenschneiden) aus eigener, alltäglicher Anschauung kennt, da erregt es als widerwärtige Ausnahmeerscheinung Anstoß. Da werden Behinderte als Behinderer empfunden und deshalb massiv behindert.

IV.)

Vielleicht liegt die Lösung im Tourismus?! Pauschalwochenenden in der Behindertenwerkstatt! Survivaltraining in der Sonderschule! Familienurlaub im therapeutischen Landwirtschaftsprojekt! Zwei Wochen Horizonterweiterung und Abbau von Berührungsängsten in entspannter und herzlicher Atmosphäre!

Anderswo klappts ja schließlich auch mit der touristischen Annäherung an das einstmals Fremde: Europa hat seine Grenzen geöffnet und man stelle sich nur einmal vor, ein Tübinger Deutschlehrer oder ein Oldenburger Schriftsteller kämen auf die Idee, ihre Nachbarn zu verklagen, bloß weil diese sich in unverständlichem Italienisch oder Norwegisch artikulierten - die Klage dürfte kaum Bestand haben. Weder vor Gericht, noch vor dem gesunden Volksempfinden.

V.)

Anreise. Plötzlich brach Europa über uns herein, in Gestalt von fünf bunt gemischten Grüppchen, die (so lange sie unter sich waren) fröhlich, erregt oder desorientiert durcheinanderpalaverten. Erst wenn sie sich mischten (was sie anfangs tunlichst vermieden) wurde deutlich, wer „GruppenleiterIn“, wer „Mensch mit Behinderung“ war. Die einen waren mit einem Mal behindert, ruderten hilflos mit den Armen und stammelten in fremden Zungen. Die anderen blieben sie selbst: bäugten sich misstrauisch und schwiegen sich an oder redeten unbekümmert aufeinander ein, ohne sich daran zu stören, noch weniger verstanden zu werden als sonst.

Mir selbst dämmerte erst langsam, auf welche bunte, bestaunenswerte, aber auch anstrengende Vielfalt wir uns da eingelassen hatten. Wie sollte man, ohne ihnen Gewalt anzutun, all diese offenkundig unvereinbaren Arbeitsweisen und ästhetischen Blickwinkel zusammenbringen, die hier weitgehend unvorbereitet aufeinanderprallten?

Wie sollte beispielsweise die jugendliche Tanztruppe aus Rom in einen gemeinsamen, offen improvisatorischen und experimentellen Prozess eingebunden werden - wo sich doch ihre beiden Choreographen eher als Dompteure denn als Gruppenanimateure zu verstehen schienen und ihre Zöglinge von einer Standardformation zur nächsten scheuchten?

Wie sollte man mit der unüberwindbaren Kluft umgehen, die sich zwischen unserer fröhlichen Betheler Laienspielschar und den dänischen Maskentänzern auftat? Wenn die einen, künstlich auf Kindergartenniveau zurechtgestutzt, mit viel Krawall und Gepolter ihre Pappkartons stapelten und - „oh, hoppla!“ - wieder einstürzen ließen und wenn die anderen, kurz darauf, mit zitternder Hand zerbrechliche Glastürme schichteten, dass einem beim Zuschauen der Atem stockte - wie sollte man da noch an eine Integration im gemeinsamen Theaterspiel glauben?

Ganz zu schweigen von unserem isländischen Schauspielerpärchen, beide mit Down-Syndrom gesegnet und mit einer unnachahmlichen Grazie, aristokratischen Eleganz und präzisen Professionalität ausgestattet: wie sollte man verhindern, dass diese wunderbaren Charakterdarsteller den Rest des Ensembles schlicht an die Wand spielen würden?

Zum Glück blieben die meisten dieser Fragen unbeantwortet. Zum Glück blieb uns Deutschen gar nicht die Zeit, um noch allzu vieles verhindern, vermitteln oder einbinden zu

können - zumal unserem missionarischen Verhinderungs-, Vermittlungs- und Einbindungseifer schon alleine dadurch ein wirksamer Riegel vorgeschoben war, dass wir (darin nur noch von den Italienern übertroffen) am zweitschlechtesten der gemeinsamen Verkehrssprache Englisch mächtig waren.

So wurde uns auch die heikle Frage der Terminologie umgehend abgenommen, wurde deutsche Korrektheit durch europäischen Charme ersetzt. Schwirrten nämlich auch anfangs noch verschiedene synonyme Begriffe wie *the pupils*, *our actors* oder *mentaly handicapped people* durch den Raum, so wurde diese Begriffsvielfalt schon bald durch die klanglichste und unkomplizierteste Variante abgelöst.

Fortan nannten wir unsere Menschen mit liebevoller Respektlosigkeit *raggazi* (was auf italienisch etwa so viel wie „Kiddies“, „Kinner“, „Kerle“ oder „Jungs“ bedeutet - die „Mädels“ selbstverständlich inklusive). Und irgendwann nannten wir sie gar nicht mehr. Aber davon später.

VI.)

Wäre wirklich etwas dran am Geschwafel der Musikproduzenten und Kritiker und würde das „unverwechselbare Timbre“, der „individuelle Sound“ einer Stimme tatsächlich etwas zählen - Fausto hätte das Zeug zum Weltstar!

Was an Faustos Gesang besonders ins Ohr fällt, ist seine virtuose klangliche Entfesselung: Seiner Stimme werden durch herkömmliche Register keine Schranken gesetzt; was ein klassischer Countertenor ebenso fleißig trainieren muss wie eine alpenländische Jodlerin - den fließenden Übergang von der Brust- zur Kopfstimme und wieder zurück - das gelingt Fausto völlig mühelos.

Wohl bereitet es ihm eine gewisse Anstrengung, die Stimme überhaupt zum Klingen zu bringen, doch diese Mühe steigert durchaus die Intensität des Ausdrucks: jede einzelne gesungene Silbe erhält ihr eigenes nachdrückliches Gewicht, muss sich gegen allerlei körperliche Widerstände nach draußen kämpfen. Ist solch ein Ton aber erst einmal herausgepresst, dann gibt's kein Halten mehr, dann schlägt die Stimme Purzelbäume und durchmisst in unvorhersehbaren Kurven ihren ganzen Umfang.

Erlebt man Fausto live auf der Bühne, zusammen mit *5a Puncada*, jener portugiesischen Rockband, die unserem babylonischen Vergnügen den Soundtrack lieferte, dann wird dieser unverwechselbare Eindruck von Begrenzung und Entfesselung noch verstärkt: Ein gekrümmter Körper reckt sich nach dem Gesangsmikrofon, ein Körper dem scheinbar grundlegende Koordinationsleistungen und selbstverständliche Bewegungsabläufe nicht recht gelingen wollen, während zugleich, wie von alleine und mit staunenswerter Leichtigkeit, ein ganzes Arsenal an ausdrucksstarker Gestik und Mimik abläuft.

Auch die Begleitband wirkt auf den ersten Blick reichlich bizarr: Wer hat schon je zuvor eine Keyboarderin gesehen, die ihr Instrument mit einem langen, um den Kopf geschnallten Zeigestab spielt? Oder einen „Soundbeam“-Virtuos, der ausgedehnte Solopartien improvisiert, indem er seine Hand vor einer Lichtschranke auf- und abbewegt?

Bei alledem strahlen die Musiker von *5a Puncada* eine geballte Ladung an Energie aus, eine mitreißende Spielfreude und unbändig gute Laune, gepaart mit kauzigem Humor und einem Hauch von Machismo.

Man kann kaum anders, als sich mit ihnen über ihre Freude am Musikmachen zu freuen - es sei denn, Fausto schlägt melancholische Töne an. Dann besitzen seine gesungenen Balladen eine Expressivität, die anfangs kaum zu ertragen ist und auch nach allmählich erfolgter Gewöhnung noch zu Tränen rühren kann.

Fausto zuzuhören und zuzuschauen ist - im ganz und gar körperlichen Sinne - atemberaubend.

VII.)

Es ist eine musikpsychologische Binsenweisheit: Musikalische Intensität kann beflügeln und anregen, sie kann aber dort, wo man ihr gegen den eigenen Willen ausgesetzt ist, auch Stress verursachen.

Was für Orchesterproben, posauneübende Untermieter oder für den täglichen musikalischen Overkill aus Kneipenradios und Kaufhauslautsprechern gilt, das kann natürlich genauso für sieben gurgelnde, stöhnende und lallende Nachbarn gelten: Haben sich deren klanglich markante Äußerungen erst einmal als subjektiv empfundene Störung im Gehörgang eingenistet, dann ist kein Entrinnen mehr. Man kann zwar beklommen zur Seite schauen, aber zur Seite *hören* kann man nicht. Schon gar nicht als Klavierlehrer und Komponist. Und erst recht nicht, wenn diese Nachbarn über ein expressives Potential vom Kaliber eines Fausto verfügen.

VIII.)

„Viele Laute“, so schrieben die Kölner Oberlandesrichter in ihre Urteilsbegründung, zeugten von dem - vergeblichen - Bemühen der Heimbewohner, „ihre Gedanken auszudrücken und sprachlich miteinander zu kommunizieren. Aus dem Mißlingen der Sprechversuche resultieren Laute, die von einem unvoreingenommenen Zuhörer als unharmonisch, fehlmoduliert und damit als unangenehm empfunden werden.“

Zuvor hatte ein nichtbehinderter Nachbar des Dürener Klägers als Prozesszeuge zu Protokoll gegeben, auch er hätte die „Brüllerei“ aus einiger Entfernung hören können. Ein anderer merkte an, er sei froh, „nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft zu wohnen, weil er dann selber in der Psychiatrie gelandet wäre“.

Eine Frage wurde seltsamerweise in keinem Kommentar und keinem Leserbrief gestellt: ob gutes Recht auch in beiderlei Richtung gilt. Ob geistig Behinderte sich ebenfalls subjektiv gestört fühlen können. Ob auch ihnen gerichtlich zuerkannt würde, an gescheiterten, aufdringlichen oder unterlassenen Kommunikationsversuchen zu leiden. Welchen Lästigkeitsfaktor für sie das tägliche Dauer-Bombardement an misstönenden Mitleidsbekundungen oder fehlmodulierter Herablassung besitzen kann.

IX.)

Aus Babylon jedenfalls wird berichtet, dass kurz nach der Sprachverwirrung Unzählige den plötzlichen Drang verspürt haben sollen, ihre Nachbarn zu verklagen. Die Anwälte hätten eigentlich Hochkonjunktur haben können. Das Problem war bloß: sie verstanden ihre Mandanten nicht.

X.)

Europäischer Probenalltag. Rudimentäre Regieanweisungen, zusammengeklaut aus längst verblasstem Schulenglisch, haben ein vielsprachiges Echo im Schlepptau: Übersetzungen, Kommentare zu Übersetzungen, Diskussionen über Kommentare zu Übersetzungen. Amateurdolmetscher mühen sich redlich an Nichtigkeiten ab, sind andernorts, wo's drauf ankäme, nicht zur Stelle; wichtige Absprachen erreichen ihre Adressaten erst in dritter oder vierter Sprachenfilterung.

Parallel jedoch zum nie abbrechenden polyglotten Palaver geschieht noch etwas anderes, das eigentliche babylonische Wunder: Keiner muss mehr Personengruppen definieren und sich durch Sprachregelungen abgrenzen, niemand fragt mehr nach der terminologisch korrekten Unterscheidung zwischen Behinderten und Nichtbehinderten.

Längst sind, wie es das Probenkonzept vorsah, die Länder- und Personenkategorien gemischt worden, längst tanzen deutsche GruppenleiterInnen mit italienischen *raggazi*, kaspern dänische *pupils* und Betheler Menschen um die Wette, streiten sich römische Choreographen mit portugiesischen Musikern. Ist es übertriebene Schwärmerei, zu behaupten, hier habe sich ein Stück Utopie verwirklicht? Aus Menschen mit und ohne Behinderungen sind *Leute* geworden, Leute die ihre Sache gut oder schlecht machen, die ihre Freiräume besitzen und sich einer strengen Probendisziplin fügen, die sich mit Haut und Haaren einbringen und an einer gemeinsamen Sache arbeiten, die miteinander flirten oder sich gegenseitig auf die Nerven gehen.

Und doch ist es keine normale Theaterproduktion mit ganz gewöhnlichen Schauspielern. Es bleibt ein Klima gesteigerter Sensibilität und bewusster Rücksichtnahmen. Es bleibt die Tatsache, dass abends manche ins Bett bringen, andere ins Bett gebracht werden, mittags manche füttern, andere sich füttern lassen (und Dritte sich, wo gefüttert wird, dann doch nur zögernd hinzugesellen).

Und noch eine Differenz bleibt zwischen uns Leuten. Manche inszenieren. Manche lassen sich inszenieren: setzen Vorschläge bereitwillig um oder sich selbst zur Wehr, wägen Wirkungen ab, bringen Fähigkeiten und Widerstände ein. Und wieder andere *werden*

inszeniert. Sind einfach wie sie sind, stehen auf der Bühne, und niemand außer ihnen selbst weiß, ob sie um ihre Wirkung wissen.

XI.)

Die Kleine Betonung, (längst hatte sie begonnen, sich ein wenig nutzlos zu fühlen), horcht auf, meldet sich zu Wort:

Bleibt da nicht trotz allem die Würde auf der Strecke? Werden da nicht (die Kleine Betonung holt Luft) *Menschen* ohne ihre Einwilligung ausgestellt?

Wenn das unartikulierte Schreien eines zelebralgeschädigten Jugendlichen dem Publikum als „Gesang“ verkauft wird; wenn ein ortsbekanntes Betheler Faktotum mit weißer Pappnase den Clown spielen darf (und seine Komik dann doch eher unfreiwillig ist); wenn ein Mädchen mit Down-Syndrom bei ihrem Soloauftritt damit glänzt, dass sie zuverlässig, wie auf Befehl, in echte Tränen auszubrechen vermag, sobald es die Rolle verlangt - werden dann nicht Behinderungen und Abnormitäten auf unzulässige Weise öffentlich vorgeführt? Wird da nicht an Sensationslust und Voyeurismus appelliert? Erinnert das nicht ein wenig an die Gruselkabinette vergangener Jahrmärkte, wo man neben Feuerspuckern und Damen ohne Unterleib auch drollige Liliputaner und rasende Somnambule bestaunen konnte, in Ketten gelegt und mit Schaum vorm Mund?

Ich versuche sie zu beruhigen, frage zurück, ob sie denn eigentlich „Jahrmarkt“ und „Voyeurismus“ auch dann assoziiert hätte, wenn der Umgang mit Behinderten eine Selbstverständlichkeit wäre? Ob es nicht ein überfälliges Zeichen für Normalisierung und Integration sei, dass Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam auf der Bühne stehen?

Die Kleine Betonung blickt skeptisch drein, weiß nichts Rechtes zu erwidern, zieht sich achselzuckend und ein wenig beleidigt zurück.

XII.)

Was ich ihr wohlweislich verschwiegen habe: Dass ich im Grunde meines Herzens sehr darauf hoffe, unsere Präsentation möge etwas von Jahrmarkt und Abnormitätenschau haben. Dass ich aber befürchte, es werde damit wohl nicht allzu weit her sein. Zu viele LeserbriefschreiberInnen werden wohl im Publikum sitzen, zu wenig gesundes Volksempfinden und geballte Sensationslust. Weitere Spektakel werden künftig folgen müssen, die sich noch offensiver gebärden, noch geschmackloser Behinderung zur Schau stellen.

Denn wo sonst sollten echte Integration und ein ehrliches Miteinander ihren Ausgang nehmen, wenn nicht hier: auf dem Jahrmarkt und im Gruselkabinett?

XIII.)

Am Ende hatten wir tatsächlich etwas zu sagen, binnen zehn Tagen waren wir Turmbau-Spezialisten geworden, Expertinnen für's Zurechtrücken eines missverstandenen Mythos.

In Wahrheit nämlich geht die Geschichte so:

Erst reden alle das gleiche. Wahrscheinlich tragen sie auch die gleichen Kleider, haben den gleichen Tagesablauf, essen, trinken, denken das gleiche. Irgendwann zieht es sie vor lauter Langeweile nach oben, in die Höhe, auf einen Turm. (Wie sonst sollten sie auch ihren Horizont erweitern, wenn um sie herum nichts als öde Gleichheit herrscht?)

Ihr Schöpfer, seit geraumer Zeit selbstgefällig im Dämmer Schlaf des siebenten Tages versunken, erbarmt sich ihrer und schenkt ihnen sein Alterswerk: Die Gesamtheit der Sprachen. Die unermessliche Farbigkeit der Dialekte und Mundarten. Die Vielfalt der Religionen. Das Fachchinesisch und das Küchenlatein. Und (selbstverständlich!) auch das Gurgeln Stöhnen Lallen der Behinderten.

Alles in allem ein wahrhaft genialer Wurf, ein ebenbürtiges Postskriptum zu den ersten sechs Schöpfungstagen, überbordend von exzentrischen Einfällen, von kühner Konstruktion und skurrilem Humor.

Wir wissen nicht, ob sich das aberwitzige Geschenk nun göttlichem Spieltrieb, blinder Fehleinschätzung oder einer leicht sadistischen experimentellen Neugierde verdankt - die Beschenkten jedenfalls sind maßlos überfordert. Das Kunstwerk bleibt verkannt bis zum heutigen Tag: Statt als Bereicherung wird Sprachvielfalt als Katastrophe, Differenz als Bedrohung aufgefasst.

Allerorten strampeln verwirrte Gotteskinder sich ab, das letzte Schöpfungswerk rückgängig zu machen, die einstige langweilige Konformität wiederherzustellen, Unterschiede abzuwehren, Differenzen gering zu halten.

Ob im interkulturellen Dialog oder im Austausch zwischen Menschen mit und ohne Kleiner Betonung: Sprache ist uns ein Mittel zur möglichst reibungslosen Verständigung; bremst Sprachvielfalt die Geschwindigkeit des Informationsflusses, dann wird sie als Barriere verstanden und nicht etwa als Farbe, als Faszinosum, als Chance zum genauen, staunenden Hinhören.

Vielleicht wäre auch Europa menschlicher, wenn sich seine Regierungschefs bei ihren Konferenzen mit zeitweise abwesenden Amateurdolmetschern behelfen müssten, so wie wir bei unserem zehntägigen Turmbau; wenn sie einander radebrechend und mit den Armen fuchtelnd ihre Fremdheit eingestehen müssten (und dann doch gerührt ein erstaunliches Maß an Übereinstimmung feststellen könnten). Vielleicht wäre diese Union dann mehr als bloß eine Maßnahme zum Abbau babylonischer Vielfalt, vielleicht stünde in ihrem Zentrum eine andere Vision als die, dass man in Rom, Helsinki und Bielefeld für das gleiche Geld die gleiche mildgesäuerte Butter kaufen kann, den selben knackig gelben Paprika und bissfesten Cox Orange in stapelbarer Normgröße, mit produkttypischer Einheitsfarbe und Aromagarantie.

Wo schon verwachsene Äpfel durchs Raster fallen, da irritieren verwachsene Menschen erst recht (und tatsächlich macht sich der europäische Richtlinienharmonisierungswahn ja auch im Bereich der „Bio-Ethik“ breit). Merken wir, was wir uns vorenthalten, wenn wir Sprachvielfalt auch hier nicht als Geschenk sondern als Katastrophe wahrnehmen? Die fehlerhafte Ernte ins Therapie-Ghetto aussortieren? Der Euthanasieforscher und -kritiker Ernst Klee hat es folgendermaßen ausgedrückt: „Gelähmt aber weise, ohne Arme aber klug,

spastisch doch voller Charme, blind und doch hellichtig. Ich bekenne, eine Welt ohne das Lächeln der Mongoloiden und ihre Zärtlichkeit wäre eine unmenschliche Welt.“

Schöne, wahre und warmherzige Worte, die sich bloß leider nur für die Wenigsten verifizieren lassen: zu selten können sich Behinderte in der Öffentlichkeit unbehindert entfalten, zu häufig trübt EU-Normgemüse das Sehvermögen der vermeintlich Normalen.

Deshalb müssen, damit Widerstände und Berührungsängste überwunden werden können, überhaupt erst einmal Widerstände und Berührungen geschaffen werden. Nur wer Schwerstbehinderte irgendwann einmal neugierig bäugt und bestaunt hat, sich von ihrer Andersartigkeit hat faszinieren oder abstoßen lassen, nur wer sich über die verschrobene Naivität eines geistig behinderten Zeitgenossen amüsiert hat, sich durch dessen penetrante Direktheit belästigt fühlte oder an seiner schroffen Unzugänglichkeit verzweifelt ist, wird vermutlich auch in der Lage sein, tatsächlich so etwas wie Charme und Zärtlichkeit wahrzunehmen.

Solche Konfrontation kann freilich auch schiefgehen. Nicht einmal Mongoloide lächeln fortwährend, sondern es ist ihr gutes Recht, auch mal unausstehlich zu sein. Und ebenso legitim ist es, wenn die Fremde-Zungen-Phobie eines ansonsten relativ beschwerdefreien Zeitgenossen so groß ist, dass diese seine persönliche Wahrnehmungsbeschränkung ihn das Gurgeln Stöhnen Lallen seiner Gartennachbarn nicht ertragen lässt.

Mehr noch: es ist sogar ein Lichtblick, wenn der daraus resultierende Konflikt zwischen zwei konkurrierenden Behinderungen in ehrlichen, unverschleierte[n] Worten ausgefochten wird. Denn offener Streit in einem Dürener Vorort ist allemal besser als eine flächendeckende, schleichende und verschwiegene Endlösung in den Geburtskliniken und gynäkologischen Behandlungsstühlen.

XIV.)

Gerne hätte ich ihn eingeladen, den Dürener Kollegen, zu unserer abschließenden Präsentation: Fausto zu hören, all diese wunderbaren Musiker und Schauspieler zu erleben. Denn die kleine Utopie, die sich da für eine höchst begrenzte Zeit im geschützten, weltfernen Raum unseres zehntägigen Turmbaus verwirklicht hatte, strahlte in zwei Richtungen aus.

Nach innen, ins Ensemble hinein, hatte sich ein babylonischer Genuss an der Andersartigkeit der Anderen breitgemacht. Weil Sprachverwirrung die Regel war, hatten neue Sprachen entstehen können; weil alle in ihrer Kommunikation behindert waren, fiel Behinderung nicht ins Gewicht.

Indem auf diese Weise eine Atmosphäre entstanden war, in der Würde, Achtung, Integration nicht herbeigeredet werden mussten, sondern selbstverständlich waren, war zugleich eine Grundlage dafür geschaffen, auch nach außen zu wirken: Gemeinsam nicht nur Theater, sondern auch ein bisschen Jahrmarkt zu spielen, sich selbst als Attraktion darzubieten, sich begaffen und bestaunen zu lassen. Ein Gruselkabinett, in dem die Monster einen Heidenspaß haben und sich des gegenseitigen Respektes gewiss sind.

Und während nach getaner Aufführung mancher Gast im Hinausgehen verblüfft rätselte, wer denn nun eigentlich behindert gewesen war und wer nicht, feierte das Ensemble hinter der Bühne vielsprachig seinen babylonischen Erfolg.

XV.)

Nach zehn Tagen war der Spuk vorüber: Das alte Weltbild wurde wieder zurechtgerückt, aus Sprachvielfalt wurde wieder ein Hindernis, *Leute* wurden umgehend zu *Behinderten* zurückgestutzt.

Aus Fausto, dem großartigen Sänger, der das Zeug zum Weltstar hätte, wurde wieder jener unkontrolliert zuckende Rollstuhl-Insasse, der er schon auf dem Hinflug gewesen war: Damals hatte er den Flieger nach Deutschland „zu Fuß“ betreten müssen (sprich: von mehreren Helfern mühsam hineingehievt und -gezerrt), weil das Flugpersonal auf eine Sicherheitsbestimmung beharrt hatte, derzufolge nicht mehr als zwei Rollstuhlfahrer befördert werden dürfen.

Seinem Kollegen Marco, dem Sound-Beam-Virtuosen, hatte man beim gleichen Flug erklärt, dass die Batterie seines Elektro-Rollstuhls das zulässige Höchstgewicht für freies Handgepäck überschreite und er deshalb eine zusätzliche Gebühr von umgerechnet 250.-DM zu zahlen habe.

Um beim Rückflug der Reisekasse eine weitere Belastung, Fausto einen erneuten entwürdigenden Auftritt und den mitreisenden Fluggästen die daraus resultierende Verspätung zu ersparen, wurde der Kundenservice des Düsseldorfer Flughafens per Telefon rechtzeitig darauf vorbereitet, dass drei Rollstuhlfahrer mitsamt einer übergewichtigen Batterie an Bord kommen würden.

Dennoch weigerte sich das Personal zunächst erneut, die Batterie aufzugeben: nicht ihr Gewicht war diesmal schuld, sondern eine neue Verordnung, gerade einmal seit drei Monaten in Kraft, derzufolge die Mitnahme von „Nassbatterien“ bei Lufthansaflügen grundsätzlich nicht gestattet sei.

Nach einigem Verhandeln versprach man, sich um eine Ausnahmegenehmigung zu kümmern und ließ die Reisegruppe ins Flugzeug. Kurz vor Abflug entdeckte jedoch der Flugkapitän, was ihm das Flughafenpersonal da verbotenerweise in die Maschine gelassen hatte: drei Rollstühle! Er forderte kategorisch, einer der drei habe das Flugzeug zu verlassen, und da mittlerweile auch die endgültige Entscheidung gegen einen Transport der Batterie gefallen war, musste Fausto - zusammen mit einem portugiesischen Betreuer und einer Nassbatterie - zurück auf den Flughafen.

Das Check-in-Personal bemühte sich zerknirscht um einen raschen Ersatzflug mit *Air France*, beim erneuten Einchecken stellte sich heraus, dass diesmal zwar der Transport der Rollstuhlatterie überraschenderweise keinerlei Problem darstellte, wohl aber der Transport von Fausto: dessen Reisepass nämlich war verschwunden.

Das telefonisch verständigte portugiesische Konsulat bot Abhilfe an, Fausto musste (mit heftigen spastischen Zuckungen, von zwei Helfern mühsam festgehalten) in eine Passfoto-Zelle gezwängt werden und einige Stunden später im Büro des Konsulats, Sprachbehinderung hin oder her, Namen und Geburtsdaten seiner Eltern zu Protokoll geben.

Nach insgesamt fast elfstündiger Flughafen-Odysee bestieg er mit seinem Betreuer zum nunmehr letzten Mal ein Flugzeug. Da dieses allerdings nun wieder unter Lufthansa-Flagge flog, musste die Rollstuhlatterie ein- für allemal in Deutschland verweilen: Wenigstens in Bezug auf seine Nassbatterien-Lufttransport-Richtlinien leistet Europa sich babylonische Vielfalt.

XVI.)

Fausto selbst trug's offenbar gelassen. Sobald er wieder zu Hause wäre - so soll er, den Berichten seiner Reisebegleiter zufolge, kurz vor seiner endgültigen Abreise versprochen haben - sobald er wieder zu Hause wäre, würde er ein Lied über seine Erlebnisse in Deutschland schreiben.

Erstveröffentlichung: Jane Dunker: "Ein babylonisches Vergnügen", Rheinlandia Verlag (ISBN 3-931509-59-1).
Neuabdruck in: Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung, „Eigensinn und Eigenart. Kulturarbeit von und mit Menschen mit Behinderungen“, Remscheid 1999